

LEUTE

Von Sophie Kobel

Umoja – Der Elektrozaun glänzt in der Mittagssonne. Etwas mehr als zwei Meter ist er hoch, 7000 Volt fließen hindurch und beschützen die kleinen Lehmhütten dahinter. „Der ist neu, der hält die Elefanten und die Männer weg“, sagt Rebecca Lolosoli. Sie lacht auf, sodass die bunten Ketten klirren, die sie als Kopfschmuck trägt. Die 69-Jährige sitzt auf einem Plastikstuhl unter einem Holzunterstand. Sie trägt eine orangefarbene Shuka, die traditionelle Tracht in der Region für Samburu-Frauen.

Der Sandboden ist von der Sonne aufgeheizt, natürlichen Schatten gibt es kaum in dem Frauendorf Umoja, sechs Autostunden nördlich von Nairobi gelegen. Rebecca hat das Dorf in den 1990er-Jahren gegründet, heute lebt sie hier gemeinsam mit 38 anderen Frauen und deren Kindern. Sie alle wurden von ihren Ehemännern misshandelt oder verstoßen. Umoja ist ein Dorf nur für Frauen, Männer haben hier keine Macht, sind dort nur als Besucher geduldet. Inmitten einer Gegend, in der Männer sonst über alles bestimmen.

Die Samburu sind eine indigene Ethnie im Norden Kenias. Ihre Kultur gilt als eine, in der Frauen kaum Mitbestimmungsrechte an ihrem eigenen Leben haben. 75 Prozent der Mädchen in Samburu County werden auch heute genital beschnitten, mehr als jede dritte Frau dort wird vor ihrem 18. Geburtstag zwangsverheiratet, an Männer aus der Umgebung gegen ein Brautgeld. Die meisten Frauen haben hier keine Rechte an dem Land, das sie bewirtschaften, und kein eigenes Geld. Samburu County gehört zu den ärmsten Gegenden des Landes, mehr als die Hälfte der Frauen sind Analphabetinnen. Und die Dunkelziffer ist deutlich höher, sagen Experten.

Je mehr Kühe ein Mann hat, desto mehr Frauen kann er sich leisten

Doch die Frauen in Umoja leben sicher und selbstbestimmt. Sie bilden in ihren Schulen und dem Kindergarten etwa 450 Kinder aus der Region aus, erziehen sie feministisch und im Widerspruch zu der Kultur, die ihre Familien ihnen vermitteln. Sie werden in der Region respektiert, von manchen Männern sogar gefürchtet. Wie haben sie das geschafft? Und wie genau funktioniert das Leben in Umoja?

Als Frauendorf oder Matriarchat haben sie sich selbst nie bezeichnet, sagt Gründerin Rebecca und wedelt abwehrend mit den Händen, als wolle sie die Begriffe loswerden. „Die Männer aus der Umgebung nannten uns so“, es sei eine Beleidigung. „Wir wollten damals nur einen Ort, an dem wir friedlich leben können.“

Damals, das war 1990. Etwa 30 Frauen waren sie, alle misshandelt von ihren Ehemännern und auf der Suche nach einem sicheren Zuhause für sich und ihre Kinder. Sie wendeten sich an lokale Politiker, baten um Hilfe. Irgendwann erlaubten die ihnen, auf einem unbewohnten Stück Land ihre Hütten aus Ästen, Erde und Kuhfladen zu bauen. Nur 15 Frauen waren zu diesem Zeitpunkt noch übrig. „Die anderen haben Angst bekommen, es war und ist hier eine völlig unbekannte Art, zu leben“, sagt Rebecca. Sie nannten ihr Dorf Umoja, das heißt „Einheit“ in Swahili.

Die Männer aus der Umgebung hätten sie verurteilt und regelmäßig überfallen, erzählt Rebecca. Doch die Frauen blieben. Sie begannen, Schmuck aus getrockneten Samen zu basteln und ihn an der Straße zu verkaufen, auf der Touristen vorbeifahren. Sie hätten so viel Glück gehabt, sagt Rebecca und lächelt müde. Über die Jahre kamen die richtigen Leute vorbei. Sie gründeten Vereine, sammelten Spenden für Umoja. Einmal wurde Rebecca sogar nach Deutschland eingeladen, um ihre Geschichte zu erzählen. Auf einer Lesung in Nordrhein-Westfalen habe sie einem Herrn Mühlbauer von ihrem Traum erzählt, eine Schule in Umoja zu bauen. Er habe nur gefragt: Wie viel braucht ihr? Die Muehlbauer Academy wurde 2014 eingeweiht. „Wir sehen jeden Tag seinen Namen auf der Schule, aber er war noch nie hier“, sagt Rebecca und lacht kurz.

Knapp 350 Kinder aus Umoja und der Umgebung gehen inzwischen auf die Schule, etwa 70 Prozent von ihnen sind

Mädchen. Um möglichst viele Mädchen vor ihren Familien zu schützen, gehen Rebecca und die anderen Frauen jedes Jahr von Dorf zu Dorf und sprechen mit allen Vätern. Sie bieten ihnen Verträge an: Wenn sie unterschreiben, ihre Töchter nicht zu beschneiden und sie nicht zu verheiraten, geben sie ihnen eine kostenlose Schulbildung – und damit die Aussicht auf ein Leben ohne Armut. Die meisten Väter willigen ein, denn es gibt nur wenige Schulen in der Umgebung und diese kosten Geld.

„Da ist es für die meisten Familien einfach lukrativer, ihre Töchter schon im Kindesalter an einen Ehemann zu verkaufen“, sagt Grace Wamue-Ngare. Die Professorin für Gender- und Entwicklungsforschung an der Kenyatta University in Nairobi forscht seit Jahrzehnten zu geschlechtsspezifischer Gewalt und wirtschaftlicher Unabhängigkeit von Frauen in Kenia. Sie glaubt nicht, dass es in ganz Kenia eine Gemeinschaft gibt, in der Frauen oder Mädchen die gleichen Möglichkeiten haben wie Männer. Wenn eine Frau also in einer abgelegenen Region wie Samburu County von ihrem Ehemann misshandelt werde, könne sie das zwar theoretisch anzeigen, aber: „Wer würde sie zur Polizei bringen? Es ist für alle in ihrem Dorf normales Verhalten in der Ehe“, sagt Wamue-Ngare und schüttelt den Kopf. Ein Zufluchtsort wie Umoja sei die absolute Ausnahme. Die meisten Frauen hätten keine Möglichkeit, sich je zu wehren.

Christine ist eine der Frauen, die es nach Umoja geschafft haben. „Die anderen Mütter in meinem Dorf redeten manchmal heimlich darüber“, erzählt die 32-Jährige, über diesen besonderen Ort ganz ohne Männer. Ihre Geschichte ähnelt der vieler Frauen hier. Mit 18 Jahren haben ihre Brüder sie an ihren Ehemann verkauft, so erzählt sie es. Sie war seine dritte Frau. In der Samburu-Kultur gilt: Je mehr Kühe ein Mann hat, desto mehr Frauen kann er sich leisten – und damit auch über sie verfügen. Er habe sie regelmäßig geschlagen und draußen vor der Hütte schlafen lassen, erzählt Christine, „das ist in unserer Kultur leider ganz normal“.

Schwanger und mit zwei Kleinkindern an der Hand beschloss Christine, zu fliehen. Drei Tage war sie unterwegs, schlief im Gebüsch, ging nie an der Hauptstraße entlang, auch wenn sie auf den Wegen durch die Nationalparks ständig Angst vor Löwen, Elefanten, Affen und Malaria hatte. „Aber nur so konnte uns niemand finden und zurückbringen“, sagt sie. Christine hatte zuvor versucht, zu ihrer Familie zurückzugehen, erzählt sie. Ihre Mutter wollte sie aufnehmen, doch ihre Brüder erlaubten es nicht, weil sie dann die Mitgift an den Ehemann hätten zurückzahlen müssen. Bis heute wissen nur ihre Mutter und ihre Schwestern, wo sie sich aufhält.

Seit drei Jahren lebt Christine inzwischen in Umoja, es geht ihr gut, ihre zwei Töchter und ihr Sohn gehen hier zur Schule. Wie alle Jungen wird auch er das Dorf

verlassen müssen, sobald er mit der Schule fertig ist. Töchter hingegen dürfen bleiben, solange sie möchten. So sind die Regeln in Umoja. Es sei ihnen allerdings immer wichtig gewesen, dass auch Jungen hier zur Schule gehen, sagt Rebecca. „Wir können das Leben für Frauen hier nur verbessern, wenn wir auch die Jungs anders erziehen.“

Finanziert wird der Schulbetrieb seit mittlerweile elf Jahren hauptsächlich von dem deutschen Verein „Friends of Umoja“. Mithilfe von Patenschaftsprogrammen schaffen sie es, den Kindergarten und die neunjährige Schulbildung aufrechtzuerhalten. Aber eigentlich träume man davon, die Schule weiter auszubauen, sagt die Vorsitzende Nathalie Oberthür. „Dann könnten wir die Mädchen noch besser schützen, bis sie volljährig sind und wegziehen können.“ Gerade erlebe sie immer wieder, dass Töchter zwangsverheiratet werden, sobald sie nicht mehr auf die Schule gehen.

Selbst finanzieren können die Frauen von Umoja ihren Schulbetrieb nicht. Zwar nehmen sie inzwischen Miete ein, weil sie einen Teil ihres Landes verpachtet haben, und auch der Schmuckverkauf an die Touristen läuft nicht schlecht, doch davon zahlen sie das Essen für sich und ihre Kinder, ihre Kleidung, die Hütten. Jede Frau darf zudem 15 Prozent der Erlöse aus dem Schmuckverkauf behalten, um sich eine kleine Rücklage zu schaffen. Der Rest geht an die Gemeinschaft, in den Erhalt des Dorfes, denn eigentlich bräuchten sie

mehr Wohnraum. Christine teilt sich eine Lehmhütte zurzeit mit drei anderen Frauen und neun Kindern. Einmal im Jahr müssen sie das Dach aus Kuhdung erneuern, damit es wetterfest bleibt, erzählt sie. Sie duckt sich und betritt den kleinen Raum. Fenster gibt es keine, sie schlafen auf Kuh- oder Ziegenhäuten auf dem Boden. Die offene Feuerstelle im erdigen Boden wird immer von einer Frau bewacht. Strom, Duschen oder Toiletten gibt es nicht im Umoja, nur Solarlampen und den braunen Fluss in der Region. Ein Smartphone vibriert unter einer der Ziegenhäute, eine junge Frau hebt ab und verlässt die Hütte. Vermutlich rufe ihre Mutter oder Schwester an, sagt Christine. Das Handy gehört ein paar Frauen gemeinsam, sie laden die Akkus regelmäßig bei den Nachbarn auf.

Christine deutet stolz auf die silberne Blechtür, sie haben sie vor Kurzem eingebaut, um sich vor Überfällen zu schützen. Das sei jetzt schon ein gutes Investment, sagt Christine, denn neulich, als wieder einmal ein Ehemann seine Frau zurückholen wollte, da konnten sie ihn in der Hütte einsperren und die Polizei rufen.

Dass der Staat ihnen in solchen Momenten – manchmal – hilft, sei ein großer Schritt. Früher hätten Polizisten das nie getan, zu groß war die Macht der Ehemänner, erzählt Rebecca. Doch inzwischen habe man in der Gegend Respekt vor Umoja und dem, was sie hier aufgebaut haben. „Die Väter, deren Kinder hier zur Schule gehen, trauen sich nicht mehr, sie anzugreifen“, sagt Rebecca. Doch eine Gruppe sei besonders entscheidend für die Sicherheit der Frauen: ihre Söhne.

Sie kontrollieren ihre erwachsenen Söhne, ob sie auch gute Ehemänner sind

So mancher Besucher mag kurz irritiert sein, mit einem Mann zu telefonieren, wenn man einen Besuch im Matriarchat plant. „Das ist Tom, mein Sohn, er ist bei uns angestellt“, sagt Rebecca. Viele Söhne leben wie er in der Umgebung, schauen regelmäßig bei ihren Müttern vorbei. Sie sind ausschließlich von Frauen erzogen worden, helfen seit ihrer Kindheit beim Kochen, Putzen, Wäschewaschen und Wasserholen. Tätigkeiten, die Männer in der Gegend nie machen würden. In der Region würden sie daher von vielen als „Frauensöhnchen“ beschimpft, erzählt Rebecca und schüttelt den Kopf. Das sei den Söhnen zum Glück egal, sie kritisieren ihre Väter schon lange. „Wir haben es geschafft, dass unsere Söhne ihre Frauen, Schwestern und Töchter nicht beschneiden lassen“, sagt Rebecca. Darauf seien sie sehr stolz.

Jedes Mal, wenn ein Sohn heiraten möchte, führen die Frauen mit ihm ein ernstes Gespräch. Überprüfen, ob er verstanden hat, wie ein guter Ehemann sich verhält. Und kontrollieren das regelmäßig. Ähnlich ist es, wenn eine Frau wegzieht, weil sie noch einmal heiratet. Dann schauen Christine, Rebecca oder andere Frauen regelmäßig in dem jeweiligen Dorf vorbei. Manchmal seien sie undercover auf dem Wochenmarkt unterwegs, andere Male grüßten sie bewusst den Ehemann vor seinem Haus, um klarzumachen: „Wir merken genau, wenn du sie schlecht behandelst“, sagt Rebecca.

Ob sie selbst je noch einmal heiraten würde? Rebecca verzieht das Gesicht: „Auf keinen Fall, ich will dieses Leben nicht mehr.“ Lieber möchte sie sich noch mehr in die männerdominierte Politik des Bezirks Samburu einbringen. Nachdem sie mehrere Jahre erfolglos kandidiert hatte, gelang ihr 2022 der Einzug ins Bezirksparlament.

Auch Christine möchte keinen Partner mehr: „Für mich sind alle Männer hier gleich.“ Ob sie eine Frau kenne, die in einen Mann verliebt gewesen sei? Sie zögert. Hier nicht, aber sie wisse, dass Frauen in anderen Gegenden Männer treffen, ohne verheiratet zu sein. Ob das mit „verliebt“ gemeint sei? Christine hat andere Träume: Wenn ihre Kinder in ein paar Jahren mit der Schule fertig sind und hoffentlich einen guten Beruf haben, würde sie gerne mit ihnen woanders leben. Vielleicht sogar zum ersten Mal in ihrem Leben in einem modernen Haus mit Fenstern und Strom. Das sei aber nicht das Wichtigste. Hauptsache, ihre Töchter sehen, dass man auch als Single-Frau ein gutes Leben führen kann, sagt Christine. „Sie sollen wissen, dass sie eine Wahl haben.“

Ein Dorf ohne Männer

Sie wurden geschlagen, verstümmelt, verstoßen. Und sagten: Nicht mit uns. Vor 36 Jahren gründeten Rebecca Lolosoli und 14 andere kenianische Frauen ihr eigenes Dorf.



Rebecca Lolosoli (unten links) hat das Dorf in den 1990er-Jahren gegründet, heute lebt sie dort mit 38 anderen Frauen und deren Kindern. FOTOS: SOPHIE KOBEL

